

TITELSEITE

AUSLAUFMODELL

Der Hausarzt verliert an Bedeutung, wenn die Patienten sich mit digitaler Hilfe selbst diagnostizieren

Patient Schlaumeier

Die digitale Revolution verschiebt die Machtverhältnisse im Gesundheitswesen

Laien können sich dank der Digitalisierung immer besser selber medizinische Diagnosen stellen. Infrage gestellt ist dadurch die Rolle des klassischen Hausarztes – dafür profitieren die Spitäler.

SIMON HEHLI

Die Digitalisierung beeinflusst die Art, wie wir wohnen, arbeiten, shoppen, reisen oder Geld überweisen – und zunehmend auch, wie wir unsere Gesundheit «managen». Anders als etwa beim Online-Shopping hinkt die Entwicklung im Gesundheitswesen zwar hinterher; es gibt immer noch Hausärzte, die ihre Patienten per Fax überweisen.

Doch mit dem elektronischen Patientendossier (EPD) sollten in den nächsten Jahren die Vorteile einer digitalisierten medizinischen Versorgung in der Schweiz Einzug halten. Und das ist erst der Anfang.

Der Fortschritt gibt den medizinischen Laien ganz neue Instrumente in die Hand. Treten die Symptome irgendeines Gebrechens auf, können sie sich online informieren. Fitness-Armbänder registrieren permanent die Herzfrequenz, die Hauttemperatur sowie die Bewegungen und können bei verdächtigen Entwicklungen Alarm schlagen.

Den Patienten anwerben

Vorbei sind die Zeiten, in denen Ärzte Halbgötter in Weiss waren, die alles wussten – und die Patienten so gut wie nichts. Experten prophezeien, dass sich daraus grundlegende Konsequenzen für das gesamte Gesundheitssystem ergeben. Die Hausärzte würden eine neue Rolle erhalten, sagt Marc-André Giger, Sektorleiter Öffentliche Verwaltung bei der Beratungsgesellschaft KPMG und ehemaliger Direktor des Krankenkassenverbandes Santésuisse. «Der Patient verfügt dank der Datenhoheit im EPD über all seine Gesundheitsdaten und wird gleichzeitig dank <Doctor Google> immer mehr in der Lage sein, eine einfache Diagnose selbst zu erstellen.»

Dies wird laut Giger dazu führen, dass das Spital in Zukunft immer stärker mit dem Patienten direkt kommunizieren und ihn als Kunden anwerben wird. Mit einer App weist sich der Patient selbst im Spital dem Spezialisten zu. Vereinbart mit ihm einen Termin. Lässt sich von dort die Verschreibung für das benötigte Medikament direkt auf sein Handy senden und findet, wenn er am Abend nach Hause kommt, das von der Apotheke gelieferte Medikament bereits im Briefkasten.

Damit nicht genug: «Der Patient erhält via App einen Reminder für den nächsten Arzttermin», vermutet Giger. Dank einem «Wearable» werde die Wirkung des Medikaments permanent überwacht und der Arzt bei Auftreten einer unerwünschten Nebenwirkung kontaktiert. Die Entwicklungen sind schon im Gang. Die Hausärzte von altem Schrot und Korn mit ihren Einzelpraxen verschwinden langsam, an ihre Stelle treten vermehrt Gruppenpraxen. Gleichzeitig gewinnen die Spitäler als Anlaufstellen für Patienten an Bedeutung, insbesondere in den Agglomerationen.

Die Anzahl Konsultationen ist in diesem Bereich laut Santésuisse von 2011 bis 2015 um 27 Prozent gewachsen, bei Hausärzten nur um 8,7 Prozent. Bernhard Wegmüller, Direktor des Spitalverbandes H+, sagt: «Insbesondere die junge Generation, aber auch viele Ausländer kennen gar nichts anderes, als bei Krankheit oder Unfall direkt in das Spitalambulatorium zu gehen.»

Die Digitalisierung sei ein Katalysator bei diesem Phänomen, sagt Wegmüller. «Die Jungen sind dank Internet und Smartphone gewohnt, dass sie allerlei Dienstleistungen sofort beziehen können – sie mögen nicht warten, dass beim Hausarzt in drei Tagen ein Termin frei wird.» Die Entwicklung birgt auch Risiken, etwa jenes der Mengenausweitung. Ein Besuch eines Spitalambulatoriums sei im Schnitt doppelt so teuer sei wie eine Konsultation beim Hausarzt, heisst es bei Santésuisse. Das liege unter anderem daran, dass im Spital mehr Untersuchungen durchgeführt würden.

«Das ist kostentreibend, was sich auch auf die Prämien auswirken wird, und völlig entgegen der bewährten Tradition der Hausarztmedizin», sagt Santésuisse-Direktorin Verena Nold. H+-Direktor Wegmüller indes geht davon aus, dass die Patienten mündig sind. «Für gut informierte Personen ist der Umweg über den Hausarzt oft überflüssig, dauert länger und generiert unnötige Kosten. Wenn ich weiss, dass ich ein Knieproblem habe, kann ich direkt zum Orthopäden gehen.»

Auch KPMG-Mann Giger hält die Befürchtungen wegen der Mengenausweitung für übertrieben. «Die Krankenkassen begleiten ihre Versicherten intensiver und kümmern sich aus Eigeninteresse darum, dass sie gesund bleiben.» Jene, die dennoch krank werden, seien künftig eingebunden in grössere Managed-Care-Einheiten und hätten dank einer App stets Zugriff auf alle nötigen Informationen. Die Kassen arbeiteten mit gewissen Vertragsspitälern und Spezialisten zusammen.

«So ist auch sichergestellt, dass die Kosten im Griff bleiben.» Felix Schneuwly, Gesundheitsexperte beim Vergleichsdienst Comparis, sagt ebenfalls voraus, dass sich die Prozesse im Gesundheitswesen radikal verändern würden. «Es wird zu einer <Uberisierung> kommen: Eine Smartphone-App erstellt mir eine Diagnose für eine Krankheit, und ich suche dann gleich online auf der Basis von Qualitätsdaten den besten Behandler für die Indikation. »

Dieser Arzt bestelle den Patienten in ein beliebiges Krankenhaus, in dem es gerade Kapazitäten für den Eingriff gebe. «Das verbessert Ressourcenzuteilung sowie Qualität und dämpft den Kostenanstieg», glaubt Schneuwly.

Zahlreiche Falschdiagnosen

Für etwas gar optimistisch hält Jörg Goldhahn solche Prognosen. Der Professor forscht am Departement für Gesundheitswissenschaften und Technologie an der ETH Zürich. Rein technologisch sei alles schon machbar, wovon Giger und Schneuwly sprechen.

«Aber Voraussetzung ist, dass es sich um sehr gut informierte Patienten handelt, die mit der Technologie umgehen können.» Das sei besonders bei chronisch Kranken der Fall, die sich schon jahrelang mit ihrem Krankheitsbild beschäftigten. Anders sehe es bei Menschen aus, die bei sich ein neues Krankheitsbild diagnostizieren.

«Es wird weiterhin Hausärzte brauchen, die beurteilen können, ob wirklich eine Krankheit vorliegt, und die Symptome in ein Gesamtbild einordnen. » Es gebe auch zahlreiche Beispiele von Falschdiagnosen. Goldhahn sieht die neuen Technologien als Ergänzungen, nicht als Ersatz. «Es ist wie mit dem Navigationsgerät im Auto: Es ist sehr nützlich – aber wir müssen auch weiterhin unseren Verstand einsetzen, um nicht in den Fluss zu fahren, wenn das Navi dies fälschlicherweise empfiehlt.»

© **Neue Zürcher Zeitung**